

begrüßt. Die erwünschten vielen Besucher, so scheint er zu glauben, kommen nur dann in den Neubau, wenn er möglichst unmittelbar neben dem Museum Ludwig steht.

Es fragt sich, warum in Köln zum jetzigen Zeitpunkt eine - gewiß lehrreiche - Veranstaltung einberufen wurde, bei der die Direktion prominenter Sammlungen über ihre Projekte, Wünsche und Erfahrungen mit den Sammlungen und den geplanten, bereits in Bau befindlichen oder schon fertiggestellten Museumsbauten berichteten, wenn man sich in Köln überhaupt keine Zeit nehmen darf, um über eine sinnvolle und qualitätvolle Lösung des anstehenden Problems nachzudenken. Ist in der so gern beschworenen »Kunst- und Medienstadt« nicht bereits der »Museumsvorgang« so weit gediehen, daß Budde optimistisch »auf einen schönen Septembertag, noch vor dem Jahr 2000«, zur Eröffnung einlädt? Hier soll dem Betrachter eine schnelle, keineswegs billige Möglichkeit als einzige und zudem definitiv feststehende Lösung vorgegaukelt werden. Später, falls Klagen kommen, kann man sich unbeschadet auf die vielen Veranstaltungen berufen, die anno 1994/95 einberufen wurden, um eine für alle Seiten zufriedenstellende Lösung zu finden.

Ungeachtet der Schwierigkeiten, die die knappe Zeit für die Entwurfsarbeit und die Bauausführung mit sich bringt (womit selbstverständlich auch die Lösung der komplizierten Verkehrsfrage ansteht), hat man den Eindruck, die Verantwortlichen wünschen sich

die Überbetonung des alten Stadtzentrums: ein atemberaubendes Mitte-Ensemble als touristische Attraktion, wenn auch zwangsläufig ein wenig beengt, ein wenig provinziell vielleicht, ein wenig rückwärtsgewandt, aber eben atemberaubend und im Anspruch vergleichbar mit den großen Museumslösungen der Neuen und Alten Welt.

Beinahe schon programmatisch scheint man die Domumgebung an diesem städtebaulich höchst sensiblen Ort zu einem geschlossenen Kultbereich erheben zu wollen, eine unerhörte Kunstinszenierung als Freizeitunterhaltung. Eine nicht unbedingt neue Vorstellung, wie schon Entwürfe aus den 20er Jahren von Hans Poelzig und anderen für die Domumgebung zeigen.

Aber dürfen vergangene Muster, alte Ideen und Vorstellungen nicht noch einmal überdacht, eventuelle Fehler nicht korrigiert werden? Ekkehard Mai, der stellvertretende Direktor des WRM, stellte auf dem Kolloquium die schon lange kontroverse Frage, ob alte Kunst nicht neue Vermittlungsformen brauche, um sie einem neuen Publikum nahezubringen. Die geplante Kölner Zentrumsinszenierung gibt sicherlich keine Antwort auf diese Frage; aber vielleicht lockt man neue Besucherströme mit ihr zumindest vor die Museen, vielleicht auch nur, weil der Weg über die Domplatte die einzige zumutbare Verbindung für den Passanten auf seinem Weg zwischen Bahnhof und Altermarkt darstellen wird.

Petra Leser

Zum Stand der Diskussion über die Berliner Museumspläne

Die Vereinigung der Staatlichen Museen Berlins. Eine Zwischenbilanz

Als sich die beiden deutschen Staaten 1990 vereinigten, stand die West-Berliner Stiftung Preußischer Kulturbesitz ziemlich unvorbereitet vor dem enormen Auftrag, die seit Kriegs-

ende in zwei ungleiche Hälften zerteilten Bestände der Staatlichen Museen zu Berlin wieder zusammenzufügen. Vierzig Jahre voneinander unabhängiger, konkurrierender Ent-

wicklung hatten in beiden Stadthälften eigene Strukturen entstehen lassen, die sich nicht mehr bruchlos aneinanderfügen ließen, obwohl die Teilung die Museen und ihre systematisch aufgebauten Sammlungen willkürlich zerrissen hatte. Es stand von vornherein außer Frage, daß diese Teilsammlungen wieder zu einer gemeinsamen Institution werden sollen. Umstritten bleibt aber die Art und Weise, in der das geschehen könnte.

Seither sind Zukunftsplanungen entwickelt und heftig diskutiert worden. Erste Grundsatzentscheidungen werden demnächst in die Tat umgesetzt. Daher bot es sich für die Stiftung Preußischer Kulturbesitz an, in einer Dokumentationsausstellung der Öffentlichkeit eine erste Zwischenbilanz vorzustellen. In zwei Räumen im Erdgeschoß der Kriegerdenkmalruine des Neuen Museums wurde vom 25. August bis zum 31. Oktober 1994 ein Überblick über die Planungsgeschichte der Berliner Museen präsentiert, der aus historischer Perspektive den heutigen Planungsstand erläutern soll. Entsprechend dieser Aufgabe konzentriert sich die Ausstellung auf die Entstehungsgeschichte der Museumsgebäude und der in ihr untergebrachten Museumsinstitutionen. Zumeist rein dokumentierende, beschreibende Texte werden von einigen Spolien aus den Gebäuden und Originalentwürfen ihrer Architekten eingerahmt. Zur Wirkung der aufwendigen Inszenierung trägt auch der Ort bei, an dem der Betrachter sich von Resten des Dekorationsprogrammes der Ägyptischen Abteilung aus der Mitte des 19. Jahrhunderts umgeben sieht. Das ausgebreitete Material ist sicher informativ für ein Publikum, das sich ein Bild von der Problematik der Planer machen will, wenn auch die unübersichtliche Anordnung den Besucher irritiert, da man sich angesichts des komplexen Themas nicht recht zwischen einer topographischen, chronologischen oder thematischen Gruppierung entscheiden konnte.

Die Beschränkung auf eine faktenorientierte Darstellung ist als bewußter Verzicht auf eine

historische Interpretation sowie auf eine durch die gegenwärtige Problemlage geschärfte Beurteilung der früheren Leistungen und Versäumnisse zu verstehen; ein Verzicht, der ganz dem Vorgehen der Stiftung bei Bewältigung der Vereinigungsprobleme entspricht. Ein Denken in Kategorien von Sachzwängen und Raumarithmetik beherrschte bisher die Planungsvorgaben, ohne den Anspruch, die Funktion des Museums in der heutigen Gesellschaft zu bestimmen. Gerade dies vermißt aber die Öffentlichkeit, die sich in den vergangenen Jahren überwiegend kritisch mit den Vorhaben auseinandersetzte. Das Mißtrauen der Stiftung gegenüber solchen »Einmischungsversuchen« von außen wird deutlich bei der Darstellung der Auseinandersetzung über die Fortführung des Kulturforums, dessen West-Berliner Bauprogramm seit 1990 in einer unausweichlichen Rivalität zur Museumsinsel im Ostteil der Stadt steht. Die Ausstellung sucht den Anschein zu erwecken, hier hätte die uninformierte Öffentlichkeit einen Konsens der Museumsfachleute nicht wahrgenommen, die Fortführung der Planung aus Mauerzeiten sei von vornherein sanktioniert worden. Auf diese Weise sollen der Widerspruch von außen und der erbitterte museumsinterne Konflikt als vorübergehende Aufgeregtheiten marginalisiert werden.

Das Defizit der Ausstellung wird aber erst deutlich, wenn man dagegenhält, was eine noch sehr junge Forschungsrichtung an ersten Ergebnissen zu Tage gefördert hat. Die Diskussion um die Neuordnung der Berliner Museen hat nämlich auch die historische Erforschung der Museumsgeschichte von kunsthistorischer Seite angeregt oder doch zumindest erheblich gefördert. Wohl hätte eine von heutigen Fragestellungen ausgehende museologische Untersuchung über kurz oder lang notwendig zu mehr Engagement in diesem Forschungsbereich geführt, aber die aktuelle Dringlichkeit hat die Reflexion spürbar gefördert, wie an einer Reihe neuerer Publikationen ablesbar ist. Diese erkunden die

Bedingungen, unter denen Kunst von einem Publikum im Museum wahrgenommen worden ist, und damit Aspekte der baulichen Form, Inszenierung, wissenschaftlichen Konzeption und des Geschmacksprofils der Sammlungsauswahl. Maßstab einer solchen Perspektive kann die in einer bestimmten historischen Situation gültige Funktionsbestimmung des Museums sein. Aus der jeweils spezifischen Antwort auf die Frage nach der Aufgabe, die es erfüllen sollte, lassen sich die zugrundeliegenden Auffassungen rekonstruieren.

Eine erste Zwischenbilanz bietet eine Aufsatzsammlung über *Berlins Museen – Geschichte und Zukunft*, deren Titel eine umfassende Darstellung der Berliner Museums-geschichte für sich in Anspruch nimmt. Soviel war beim gegenwärtigen Stand der Forschung, wie er sich in den sehr unterschiedlichen Beiträgen spiegelt, kaum möglich. Doch eignet sich der Sammelband als Einstieg in die Diskussion. Jede Darstellung der Berliner Museums-geschichte wird sich derzeit notwendig dem Vorwurf aussetzen, die Museums-geschichte zur Rechtfertigung des eigenen kulturpolitischen Standpunktes heranzuziehen. So ist denn auch dem genannten Buch vorgeworfen worden, einseitig die »Opposition« gegen die Stiftung zu vertreten, wie umgekehrt schon früher Gaetgens und Waetzoldt sich den Vorwurf zugezogen haben, deren Planungen historisch rechtfertigen zu wollen. Dabei verlagert sich die gegenwärtige Kontroverse um die Rivalität von Kulturforum und Museumsinsel in die Vergangenheit, auf die historischen Momente, an denen strategische Entscheidungen über die weitere Entwicklung der Berliner Museumslandschaft getroffen wurden. Zwei solche Wendepunkte seien herausgegriffen.

Gegen 1880 kristallisierten sich die Umriss der Berliner Museumsinsel in ihrer heutigen Form heraus. Zwar gilt eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms IV. von 1841 als inoffizielle Geburtsstunde der Museumsagglomeration, da dort die Nordspitze der Spreeinsel als

»Freistätte für Kunst und Wissenschaft« reserviert werden sollte. Das ursprüngliche Programm sah aber außer dem anschließend realisierten Neuen Museum den Bau eines Vortragssaales, eines Ausstellungsgebäudes und einer neuen Kunstakademie vor, ohne den bereits dort angesiedelten Packhof, einen Warenumschlagplatz, in Frage zu stellen. Erst mit dem Museumsbauwettbewerb von 1883/84 fiel die Entscheidung, den Packhof zu verlegen und die gesamte Fläche für Museumsbauten zur Verfügung zu stellen, die der »hohen Kunst« vorbehalten sein sollten.

Doch dieses in der Planungsgeschichte der Berliner Museen nicht ganz unwichtige Ereignis ist in der Ausstellung diskret ausgespart worden. Statt dessen erfährt der Besucher ausführlich von dem einzigen abweichenden Votum in der zuständigen Direktorenkonferenz von 1880. Dort hatte sich Wilhelm von Bode, damals als Assistent der Gemäldegalerie zugleich Leiter der Abteilung der Original- Skulpturen des christlichen Zeitalters, für eine Auslagerung des geplanten »Renaissance-Museums« (später Kaiser-Friedrich-Museums) an den Stadtrand neben das Kunstgewerbemuseum ausgesprochen. In dem für ihn charakteristischen Abteilungsegoismus hoffte er so, den in absehbarer Zeit ihm unterstellten Gemälde- und Skulpturensammlungen Platz für zukünftiges Wachstum zu sichern. Dieser in der weiteren Entwicklung der Museumsinsel folgenlos gebliebene Standpunkt wird heute von der Stiftung Preußischer Kulturbesitz als Legitimation in Anspruch genommen, um die geplante Auslagerung der Gemäldegalerie an das Kulturforum zu rechtfertigen. Deren Neubau soll 1996 eröffnet werden.

Ein solcher willkürlicher Rückgriff auf die Geschichte zur Selbstrechtfertigung setzt sich in der Darstellung der Planungsgeschichte des Kulturforums fort. Die Berliner Ausstellung bemüht sich, der Entscheidung von 1962, im Westteil der Stadt in Konkurrenz zu dem historischen, nun in Ost-Berlin gelegenen Museumszentrum eine eigene Museumsinsel auf-

zubauen, nachträglich eine aus der damaligen Situation heraus kaum plausible Weitsicht zu unterstellen. Die Stiftung habe angeblich bereits in den 60er Jahren immer im Blick auf eine bevorstehende Wiedervereinigung geplant, so daß sich das Kulturforum heute als geradezu ideale Ergänzung der Museumsinsel anbiete.

Die tatsächlichen Konflikte seit 1989/90, etwa um die zukünftige Nutzung des Bodemuseums, sprechen eine ganz andere Sprache. Denn heute erscheint die Doppelung beinahe aller Berliner Institutionen als Bürde ihrer Zusammenfügung. Das zu nicht unwesentlichen Teilen als Gemälde-Museum konzipierte Bodemuseum etwa muß in Zukunft zweckentfremdet genutzt werden, da die Stiftung auch nach der Vereinigung am Plan einer neuen Gemäldegalerie festgehalten hat. Hier konnten sich die Veranstalter der Ausstellung leider nicht zurückhalten, dem für die eigenen Pläne zu sperrigen Bodemuseum eine einseitig an monarchischer Repräsentation ausgerichtete Bewertung zu geben, den bürgerlichen Beitrag aber auf die Beschilderung einer Büste des Mäzens James Simon zu reduzieren, obwohl die neuere Literatur gerade auf die fundamentale Rolle der großbürgerlichen Privatsammlerkultur bei der Entstehung des Museums hingewiesen hat.

Die Gefahr eines tendenziösen Gebrauchs von Geschichte kann nur aufgehalten werden, wenn die wissenschaftliche Erforschung der Museumsgeschichte vorangetrieben wird. Wie wichtig sie für den Erfolg der Planungen sein kann, zeigt der Wiederaufbau des im Krieg schwer beschädigten Neuen Museums. Die vor Abschluß des einschlägigen Architekturwettbewerbs entstandene Münchner Publikation setzt hier einen besonderen Schwerpunkt, auch aus der Sorge darüber, wie man in Zukunft mit dem qualitätvollen Gebäude und seiner zum Teil erhaltenen Ausstattung aus dem mittleren 19. Jahrhundert umgehen wird. Selbst jetzt, nach Abschluß des Wettbewerbs, dessen Ergebnisse in der Berliner

Ausstellung zu sehen sind, ist noch nicht ganz gesichert, daß die historische Substanz in der neuen Nutzung unangetastet bleibt. Denn der von der Denkmalpflege mitgetragene Wettbewerbssieger Georgio Grassi ist für die Stiftung nur zweite Wahl. Sie versucht zur Zeit, hinter den Kulissen doch noch den Entwurf Frank Gehrys durchzusetzen, wohl hauptsächlich, weil er das größte Raumvolumen anbietet. Das erklärt auch den faux-pas, daß dieser Entwurf auf dem vorderen Einband des Kataloges abgebildet ist, während sich der offiziell sanktionierte Entwurf mit einem Platz auf der Rückseite begnügen muß. Gehrys pseudoavantgardistischer Entwurf würde einen massiven Eingriff in Struktur und Charakter nicht nur des Neuen Museums, sondern gleich auch noch des Pergamonmuseums darstellen, dessen Ehrenhof durch ein gigantomanisches Glasdach in eine Ausstellungsfläche für ägyptische Monumentalarchitekturen verwandelt werden würde.

Hier ist auch die Kunstgeschichte aufgefordert, der Öffentlichkeit intensiver als bisher vor Augen zu führen, welche historische und künstlerische Qualität in Berlin aus technokratischen Erwägungen aufs Spiel gesetzt wird. So fehlt bisher eine dem Forschungsstand zum Neuen Museum vergleichbare sachliche Erforschung des Pergamonmuseums hinsichtlich seiner komplizierten, wegen politischer Ressentiments vernachlässigten Entstehungsgeschichte.

Alexis Joachimides

Berlin, Oktober 1994

Lit.:

Stiftung Preuß. Kulturbesitz (Hrsg.): *Standorte – Standpunkte. Staatliche Museen zu Berlin*, Ausst. Neues Museum, Berlin 1994 – Zentralinstitut für Kunstgeschichte (Hrsg.): *Berlins Museen. Geschichte und Zukunft*, München/Berlin 1994 – Waetzoldt, Stephan: *Pläne und Wettbewerbe für Bauten auf der Berliner Museumsinsel 1873-1896*, in *Beiheft*

zum Jahrbuch der Berliner Museen 35, 1993 – Gaetgens, Thomas W.: *Die Berliner Museumsinsel im Deutschen Kaiserreich. Beiträge zur Kulturpolitik der Museen in der wilhelminischen Epoche*, München und Berlin 1992 –

Paul, Barbara: »Das Kollektionieren ist die edelste aller Leidenschaften«. Wilhelm von Bode und das Verhältnis zwischen Museum, Kunsthandel und Privatsammlertum, in *Kritische Berichte* 21, 1993, H. 3, S. 41-64.

Architektur als politische Kultur

Symposium des Graduiertenkollegs »Politische Ikonographie« am Kunstgeschichtlichen Seminar der Universität Hamburg, 25.-28. Mai 1994

Unter dem Titel »Hamburger Architektur Sommer« bündelte die Hamburgische Architektenkammer zwischen Mai und August 1994 eine stattliche Zahl von Veranstaltungen, die vorwiegend der Architektur der Hansestadt (Fritz Schumacher, Oswald Mathias Ungers u. a.) galten, aber auch darüber hinausgehende Themen umfaßten. Zu letzteren zählte das Symposium des Graduiertenkollegs. Drei der gegenwärtig acht Stipendiaten, ein paar ehemalige Stipendiaten, die Sprecher Prof. Martin Warnke und Prof. Hermann Hipp und einige ihrer Kollegen, die sich mit den Zusammenhängen von Architektur und Politik beschäftigen, stellten ein anspruchsvolles Programm mit Beispielen von der Spätantike bis zur Gegenwart zusammen. Während der vier Tage fanden fünfundzwanzig halbstündige Referate in acht Sektionen und zwei Abendvorträge statt. Drei Referate, darunter das einzige fremdsprachliche, fielen aus. Die Arbeitsgebiete der Stipendiaten bildeten Kristallisationspunkte für die Sektionen und waren zwischen die Vorträge der zum Teil prominenten Gäste aus (West-) Deutschland und der Schweiz eingebettet. Nicht immer standen die Stipendiaten im Schatten, denn einerseits konnten sie mit großen Themen aufwarten, andererseits zeigten sich die arrivierten Kollegen manchmal nicht in bester Form. Für Diskussionen stand viel Zeit zur Verfügung. Sie waren dementsprechend leb-

haft und ertragreich und zeichneten die insgesamt hohe Qualität der Beiträge zusätzlich aus. Nur bei der Podiumsdiskussion am Schluß (Samstagnachmittag) spürte man Ermüdung, nicht zuletzt weil der einleitende Vortrag zum Verhältnis von Form und Inhalt in der Architektur von Heinrich Klotz (Karlsruhe) nicht gerade eine »Anstiftung zum Unfrieden« war, wie es die Sektionsüberschrift wollte. Freilich stellte sich die Benennung der Sektionen mit einem Buchtitel oder einem Kurztitel auch sonst eher als werbewirksam denn als sachdienlich heraus.

Im folgenden habe ich versucht, die wichtigsten übergreifenden Gesichtspunkte darzulegen (Architektur und Politik, Bedeutung von Architektur, Architektur und Sprache, Interdisziplinarität), und bitte um Nachsicht, daß deswegen nicht jeder Beitrag einzeln erwähnt ist.

Programmatisch standen die Referate eines Kunsthistorikers und eines Politologen am Anfang. Unter dem griffigen Titel »Bau und Gegenbau« stellte Martin Warnke Bauten vor, die dezidiert auf bereits bestehende Gebäude reagierten (Hofburg und Loos-Haus am Michaelerplatz in Wien, Weißenhof- und Kochenhofsiedlung in Stuttgart u. a.). Seine Einschränkung, es müsse ein unmittelbarer Zusammenhang ersichtlich sein, und seine Forderung, es handle sich vordringlich um ein Problem neuzeitlicher Architektur, wurden in